Lo-Foh

Autor(en): **Lauber, Cécile**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573381

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lo-Foh.

Nachdruck verboten.

Chinesische Novellette von Cécile Lauber, Luzern.

Im Marmorgarten des Mandrins sangen die Drosseln wie berauscht. Pfirsichbäumchen streuten Blüten auf die künstlich angelegten Wasser der Teiche, an deren Grund Fische mit orangegelben Flossen sich regungslos in die Kieseln einbohrten. Am Drachenknauf der hochgewölbten Brücke kauerte die Dienerin eingeschlummert auf ihren Fersen, und die grünen Fliegen eilten emsig über ihre warme, sonngebräunte Kehle.

Im Pavillon aus Porzellan, über dessen gelbem Ziegeldach die lilafarbenen Blüten der Glyzinen in duftenden Lasten niederhingen, ruhte Lo-Foh, die hohe Herrin mit den schimmernden Rätselaugen, und reihte Perle um Perle an Silberfaden. Wenn sie die lange Nadel hob, blitzte der goldene Fingerhut, und sie lächelte halb erschrocken, traumhaft und traurig in sich hinein.

Da krachten die Säulchen der Wistarias an den umklammerten Kampherbäumen. Im Pantherſprung beugte sie die Faust des Lu-Ming. Die zwölf Fuß hohe Ringmauer hinter sich lassend, glitt er am Schlinggewächs zur Erde nieder. Schleichend streifte sein Fuß das Gras. Seine Schultern trugen Häufchen abgestreifter Blütenteller.

„Vogel Fong, Vogel Fong!“ flüsterte er ins Fenster gebeugt, „mein Leben wag ich um deiner süßen Lockung zu gehorchen!“

Lo-Foh ließ die Nadel sinken; in ihrem Schoße ringelten sich die Perlen zusammen.

„Mein Tag war matt, bevor du kamst,“ sagte sie mit tiefem Atmen.

„Lo-Foh,“ bat Lu, „Speise und Trank sind mir fremd geworden, und die Gewalt der Sehnsucht ist unnennbar. Wann wird mein Fuß deine Matte betreten?“

Sie sah errötend an ihm vorüber. Ihre Stimme streifte ihn wie kühler Gong. Sie sagte:

„Der Mandrin hat Augen wie hungrige Tiger und Hände wie Stricke.“

Lu lächelte hohnvoll.

„Wie sollten mich die Lefzen des Tigers schrecken? Noch aus einem zweiten Leben müßte ich an deine Knie zurückkehren.“

Jetzt ließ Lo-Foh das Licht ihrer Augen dem Jüngling auf Antlitz und Lippen fallen. Sie sagte, und ihre Stimme war Gesang:

„Wenn der weiße Pfau seinen augenlosen Fächer um Mitternacht öffnet, wenn die Fische sprechen und die silbernen Perlen sich mit Purpur füllen — will ich dir meinen Schoß zum Kissen anbieten.“

Und während aus den weit geöffneten Kelchen Düfte von betäubender Kraft aufstiegen und sich der Gesang der Drosseln zur Inbrunst steigerte, sprach Lu:

„Um Mitternacht will ich den Stolz des Pfaus reizen. Zu den Fischen will ich von deiner Schönheit reden, bis sie verlangen dein Bild im Teich zu sehen und die Milch der Perlen will ich mit meinem Blute färben.“

Die Glut des Himmels schmolz zu Gold, das mit den versteinernden Augen der Schlange durchs Laubdach blinkte. Es rauschte das Gras von unsichtbarem Schritt gestreift. Erschreckt stieß ein Vogel vom Gezweig, das lange furchtsam schütterte.

Da sank die kupferne Sonnenscheibe herab und lag zerbrochen im Spiegel des Teiches, und der gläserne Turmknopf des Pavillons streute hüpfende Lichter über sie hin.

Scheu wehrte Lo-Foh die umschlingenden Arme des Jünglings von sich ab. Sie zeigte mit ausgestreckter Hand zum Wasser hinüber und ward voll tränenschwerer Trauer.

„Im Teich,“ sprach sie, „liegt unser Leben und ist zerbrochen und ist bedroht von blinkenden Klingen.“

In diesem Augenblick knirschte der Schrei der Dienerin und brach ab wie zerhackt, und ein schriller Pfiff zerriß die Luft.

Lu taumelte. Mit funkelndem Abschiedsblick, in dem Versprechen und Angst sich jagten, drängte ihn Lo-Foh hinweg. Vorgebeugt lauschte sie seinen verhallen-

den Tritten. Das Flattern ihres Herzens brachte die Seide des Kleides zum Knistern; gläsern klingelte der Nephritschmuck am Gürtel. Sie hörte die Kampherbäume rauschen und zwang sich ein Lächeln auf die erblaßten Lippen, und lächelnd hob sie den Vorhang auf.

Da stieß ihr Fuß an die Leiche der Dienerin, der das Messer des Mandrins in der Kehle steckte. Wie Schwalbenschrei klirrte ihr Wehruf. Entsetzt raffte sie das Gewand empor und eilte mit spitzen Schritten über die verschlungenen Pfade.

Im Hallengemach fand sie die Angehörigen des Hauses versammelt.

Auf ihren Matten kauerten Wei-Wo und Fang-Gung, die Nebenfrauen, vor den rotlackierten Säulen, und ihre Kinder drängten sich an sie.

Auf dem Pantherfell saß der Mandrin. Er trug ein Kleid aus gewirktem Purpur mit aufgestickten Karpfenaugen, und eine Pfauenfeder schmückte seinen spitzen Hut. Sein gelbes, fettes, schlaffes Gesicht mit den bösen, kalten Augen lächelte farblos und unbeweglich wie eine Maske aus Porzellan.

Lo-Foh warf sich vor ihm zur Erde nieder. Ohne sie sichtbar zu beachten, streute er Lotos auf glimmende Kohlen. Dann sprach er ohne Stimme zu ihr im Flüsterton:

„Sie haben ihre Bescheidenheit aufgegeben. Wo finden meine Diener Luchsaugen genug, um ihre Schliche aufzudecken? Ihre Vermessenheit tastet an die Ehre meines Hauses. Wie kommt es, daß sie schleichenden Dieben die Türen öffnen?

„Herr!“ sprach Loh-Foh. „Ich bin ein klingendes Harfenspiel und lag unbenützt zu deinen Händen. Da kam Lu-Ming, der Kunstgeübte, und spielte mich. Was wunderst du dich, daß meine Brüste sangen?“

„Bring mir das Festgewand!“ gebot der Mandrin.

Lo-Foh gehorchte. Sie brachte ein nahtloses, blaues Gewebe, in das ihre kunstgeübten Finger mit jahrelanger Geduld und Mühe Lilien aus Gold und schwebende Libellen eingestickt hatten. Der Mandrin zerriß es von der Brust bis zum Knie. Er sprach:

„Ich zerreiße das Gewand der Pracht, so wie du den Anstand zerrissen hast. Der Dürftigkeit gebe ich dich preis.“

Nach einer Weile befahl er wieder: „Hole mir Wein!“

Lo-Foh holte den Wein in einer Schale aus durchscheinendem Achat. Der Mandrin zersprengte ihn an den Fußboden und sprach:

„Ich gieße aus den heiligen Wein des Genusses und der Lust. Dein Leib soll nicht mehr beseligt werden.“

Darauf befahl er zum dritten Mal: „Reiche mir Speise!“

Und Lo-Foh trug auf silbergetriebener Platte den Reis vor ihn hin. Er führte einige Körner an die Lippen, spuckte sie aus und rief:

„Ich tue von mir die Speise der Zusammengehörigkeit und löse das Band der Einigkeit. Schmach triefe von deinem Scheitel!“

Und weiter sprach er:

„Fang-Gung schenke ich deinen Gürtel, den Kindern deine Schuhe, den Dienern deinen Haarschmuck.“

Fang-Gung trat an Lo-Foh heran, die sich nicht rührte, löste ihr Gürtel und Blumenschmuck und stellte Wandersandalen vor sie hin.

Und zum letzten Mal sprach der Mandrin fast schläfrig und ohne die Stimme zu erheben:

„Wei-Wo schenke ich das Mutterrecht über deinen Sohn. Es sei, als hätte dein Schoß nicht geboren!“

Da krümmte sich Lo-Foh zusammen. Ein Wimmern brach aus ihr hervor, und Tränenbäche stürzten durch ihre Stimme, als sie die zitternden Arme in die Ferne ausstreckte, wo sie ihr schlummerndes Knäblein wußte.

„Welcher Räuber wird eine Mutter rauben!“ wehklagte ihr Schmerz. „Kann ich aufhören zu sein, was ich bin? Ewig werden meine Eingeweide knirschen, wenn mein Kind ein Leid ankommt, und meine Brüste müssen sich füllen, wenn Freude es rührt. Wei-Wo wird nur dein Mäulchen füttern, o Kind, o Kind; aber ich werde im Mondlicht an deinem silbernen Bettchen stehen. Wenn du Pferdchen spielst, klingle ich mit den Schellen, und

am Laternenfest will ich dein Auge auf das zierlichste Mädchen lenken."

Mühsam stieg sie die Jadestufen hinunter. Keiner der Diener rührte sich, ihr beizuspringen oder erzeigte ihr Ehrerbietung. Aber bevor sie die Halle verließ, warf sich die alte Amme, mit der Stirne die Erde berührend, vor ihr nieder.

„Herrin," flehte sie unter Schluchzen, „höre, ich habe die Sänfte gerichtet, das weiße Maultier steht gezäumt."

„Ich bin die Sänfte, ich bin das Maultier!" sprach mit Hoheit Lo-Foh und trat voll stolzer Einsamkeit hinaus in den Garten, wo blasses Mondlicht wie Reif von den Bäumen niedertropfte und auf den gepflasterten Wegen spielte.

Die schweren Köpfe der Wasserlilien streiften nickend ihre Knie, und Bläschen stiegen auf die samtene Fläche der Teiche und zerplatzten mit leisem, spitzem Geräusch.

Lo-Foh ging langsam mit kurzen Schritten und so, als zöge sie seidene Schnüre an den Knöcheln nach sich. Sie ließ das Haus weit hinter sich, im Dunkel vergraben, und das fremde Tor ging vor ihr auf und stand geisterhaft weit und geheimnisvoll offen. Furchtsam stand sie und doch gelockt von unbekannten Wunderbarkeiten und sah die breite Straße von Licht unablässig hereinquellen, und ihre Füße und der Saum ihres Kleides wurden von der Helle erfaßt.

Da stürzte der Schatten einer Stange vor sie hin, und von der Ungewißheit, die es umfloß, riesig vergrößert, nickte von der Spitze herab das Haupt Lu-Mings. Blut rieselte am Schaft hinunter und schlug mit hartem Getick auf die Straße.

Lo-Foh stand still, wie angebunden. Ein hoher Schrei entfuhr ihrer Kehle. Wie weiße Tauben flatterten ihre Hände an dem Gewande auf und nieder. Dann fand sie ihr silbernes Lächeln wieder und nach dem Tor zurückgewendet sprach sie mit dünner, staunender Stimme:

„Du Herr, mit den lechzenden Tigeraugen, mit den blutigen Händen und dem bösen Lächeln, wo hast du die Rosen hergenommen, mit denen das Haupt Lu-Mings geschmückt ist? Wo sind seine Füße und Hände hingekommen? seine kosenden Hände? — seine duftenden Füße? — O weh, ich will seinen Rumpf suchen gehen!"

Eine Spiegelscherbe aus dem Aermel ihres Kleides raffend, öffnete sie blitzschnell die Ader am Hals, kauerte klein am Wegrand zusammen, wo der springende Quell ihres Blutes mit jenem Lu-Mings zusammenfloß.

Ein frisches Grab

Mir ist, als ging die Freude aus der Welt,
Seit du die lieben Augen zugeschlossen.
Wohl liegt wie sonst das erntegelbe Feld
Von lauter Sonne leuchtend übergossen,

Wohl winkt der Aepfel reifes Sonnenrot
Vom grünen Straßenrand an jedem Stamme,
Und hinter Gartenhecken lockt und loht
Der Gladiolen kecke Blumenflamme,

Wohl füllt wie immer jede leere Hand
Der reiche Herbst, der frohe, gnadenvolle;
Ich aber sehe überall im Land
Nichts als die dunkle, frische Erdenscholle...

Lisa Altmann, Zürich.

□ □ □